

Kapitel: Das liebe Geld ...

Es ist ein ganz normaler Samstag. Die Einkäufe sind erledigt. Die dicken Taschen müssen nur noch die Treppe rauf. Die Post passt gerade noch so oben drauf auf das Gemüse. Gut, dass nur zwei Briefe im Briefkasten lagen, beide schmucklos und leicht. Doch der Inhalt wiegt schwer. Zumindest in Zukunft: Auf dem einen Briefbogen steht in einem kleinen Kästchen die Zahl 464 – dahinter ein Euro-Zeichen. Das ist die Rente, die sie bekommen wird, wenn sie bis zum 67. Lebensjahr so weiter arbeitet wie bisher. Bei ihm stehen immerhin 1056 Euro. Er ist Angestellter. Sie selbstständig. Gemeinsam werden sie also nach der Jobzeit mit etwas mehr als 1500 Euro Rente im Leben stehen. Viel ist das nicht. Und doch genauso viel, wie zahlreiche Deutsche zu erwarten haben. Und wenn man bedenkt, dass die Inflation ja dazu führt, dass die Kaufkraft von 1500 Euro beständig an Wert verliert, kann man sich ausrechnen, was man in 30 Jahren tatsächlich im Geldbeutel hat: Bei zwei Prozent Inflation entsprechen die 1500 Euro Rente dann nur noch der Kaufkraft von heute knapp 800 Euro – auf den Konten der Rentner von morgen wird es häufig düster aussehen.

Schon warnt die Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, OECD, vor einer neuen Altersarmut in Deutschland. Im Moment gibt es zwar noch nicht sehr viele Rentner, die an der Armutsgrenze leben – die Zahl wird meist mit etwas über zwei Prozent angegeben, das heißt, jeder 40. Rentner bekommt staatliches Zusatzgeld. Grundsicherung wird diese Geldstütze für den Alltag genannt. Allerdings steigt die absolute Zahl der armen Rentner sichtlich: 2003 waren es noch 258 000 Menschen, 2007 schon 392 000 und Ende 2008 waren es bereits 768 000.

Die Zahlen sind sogar etwas höher, wenn man sich die relative Armut Älterer anschaut, also die Zahl der Menschen, die mit weniger als der Hälfte des durchschnittlichen Einkommens auskommen müssen. Dann können derzeit laut OECD bereits neun Prozent der Rentner und Rentnerinnen als arm gelten. Als Menschen, die wohl ihr Dach über dem Kopf und ein Essen auf dem Tisch bezahlen können, bei denen Kino- und Konzertbesuche, ein Urlaub, Geschenke für den Enkel schon ein Loch in den Geldbeutel reißen würden, das nicht zu stopfen ist.

Nicht mal 50 Prozent erreichen die Eckrente ...

Und schon jetzt ist abzusehen, dass es bald sehr viel mehr sein werden, die nach dem Berufsleben in relativer Armut leben oder sogar so wenig Geld zur Verfügung haben, dass sie ohne staatliche Unterstützung nicht auskommen können. Denn nur, wer 45 Jahre lang kontinuierlich in die Rentenkasse eingezahlt und den Durchschnittslohn verdient hat, also laut Deutscher Rentenversicherung derzeit etwas über 30 000 Euro pro Jahr, bekommt am Ende die sogenannte Standardrente, auch Eckrente genannt. Die beträgt im Moment 1224 Euro für Männer im Westen Deutschlands, 1086 Euro für Männer im Osten der Republik, 669 Euro für Frauen, die ihre Arbeitszeit in Ostdeutschland verlebt haben, und 468 für die Durchschnittswestfrau. Dass die Ostfrauen im Moment besser

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

dastehen, liegt schlicht an der höheren Erwerbsquote und der längeren Erwerbstätigkeit. Viele Westfrauen, die jetzt eine Rente beziehen, stiegen mit den Kindern aus dem Berufsleben aus oder auf Teilzeit und befristete Jobphasen um – Gift für die Rente.

Allerdings sieht die Arbeitswelt heute ja so aus, dass der bisher meist weibliche Berufsweg sich auf die gesamte Gesellschaft übertragen hat und immer mehr zur Normalität wird: Phasen der Beschäftigung wechseln mit Phasen ohne Berufstätigkeit, man arbeitet häufig befristet und in Teilzeit, ist mal besser, mal schlechter bezahlt. Schon jetzt erreichen „wegen der hohen Arbeitslosigkeit und aufgrund gebrochener Erwerbsbiografien nur 50 Prozent der Rentner und fünf Prozent der Rentnerinnen“ die Standardrente, rechnet die Hans-Böckler-Stiftung aus. Vermutlich wird die Zahl noch weiter sinken.

In Ostdeutschland zeichnet sich die Entwicklung besonders dramatisch ab: Die hohe Arbeitslosigkeit in Kombination mit den immer häufigeren Mini- und Teilzeitjobs hat dazu geführt, dass jetzt schon abzusehen ist, dass der durchschnittliche Rentenananspruch der Arbeitnehmer, die zwischen 1962 und 1971 geboren wurden, mit rund 600 Euro gerade mal im Bereich der Grundversicherung oder sogar darunter liegen wird.

Die OECD erwartet deshalb, dass im Jahr 2030 schon mindestens zehn Prozent der Rentner die reale Armutsgrenze knacken und auf Sozialhilfe angewiesen sein werden. Besonders Teilzeitarbeiter, Arbeitnehmer in schlecht bezahlten Branchen, Langzeitarbeitslose, Menschen, die vor ihrem 67. Lebensjahr in Rente gehen oder ihre Berufstätigkeit mit Unterbrechungen lebten sowie all die kleinen Selbstständigen und Projektarbeiter, die sich von Auftrag zu Auftrag hangeln, werden davon besonders betroffen sein – wenn sie kein dickes Erbe im Rücken haben oder anderweitig für ihre Absicherung im Alter gesorgt haben.

Denn das ist natürlich die Alternative zur mickrigen Staatsrente: Dass man beizeiten für andere Geldquellen im Alter gesorgt hat, also in eine private Altersvorsorge investiert hat und im besten Falle auch noch eine Betriebsrente bezieht. Fatal ist nur, dass gerade die Menschen mit relativ niedrigem Einkommen – und dementsprechend niedriger Rente – sehr häufig auch kein Geld über hatten, um in andere Geldquellen fürs Alter zu investieren, und auch Betriebsrenten beziehen sie nur selten, stellt die „Studie Altersvorsorge in Deutschland“ fest. Der öffentliche Unmut über diese Entwicklungen ist groß.

... die meisten von ihnen sind gering qualifiziert

Allerdings wird bei dieser Diskussion häufig nicht berücksichtigt, dass die Rentenmisere vor allem Menschen mit geringer Qualifikation betrifft. Die neue Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, DIW, „Künftige Altersrenten in Deutschland“ bestätigt es noch einmal: „In Gesamtdeutschland wird es in Zukunft vor allem für gering Qualifizierte sehr viel schwieriger, das bisherige Rentenniveau zu erreichen“, erklärt Johannes Geyer vom DIW.

Die Experten des Sozialverbandes (VdK) fordern deshalb eine Grundsicherung für ältere

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Menschen und Erwerbsgeminderte – und dass diese Grundsicherung jährlich angepasst wird, damit die Inflation die Kaufkraft dieser Rente nicht gleich wieder wegfrisst. Und sie fordern, dass die gesetzliche Rente doch bitte schön deutlich über diesem Grundsicherungsniveau liegen sollte, wenn man viele Jahre in die Rentenkasse eingezahlt hat. Heute muss ein Durchschnittsverdiener 28 Jahre lang seinen Beitrag leisten, um auf das Niveau der Grundsicherung zu kommen.

Das DIW sieht die Ergebnisse seiner Studie auch ganz klar als „Alarmsignal für die Bildungspolitik“. Denn letztlich wird es umso mehr Altersarmut geben, je größer die Zahl der wenig gebildeten und beruflich schlecht qualifizierten Bürger ist. Zusätzlich kann sich das DIW sogar vorstellen, dass eine gesetzliche Verpflichtung zur Altersvorsorge (anstelle der Riester-Förderung) sinnvoll wäre, um die Bundesbürger zur Vorsorge anzuhalten, zum Beispiel in Form von inflationsgeschützten Staatspapieren.

Akademiker-Renten bleiben stabil

Aber wie gesagt: Die richtig dicke Rentenmisere trifft die Menschen, die wenig berufliche Qualifizierung haben und in Berufen arbeiten, die ständig von Arbeitslosigkeit bedroht sind.

Die Renten der Menschen mit guter Bildung werden dagegen auch bis ins Jahr 2020 relativ stabil bleiben. So können die heute 40- bis 50-jährigen Vollzeitmänner immer noch mit 1090 Euro im Monat rechnen und liegen damit bei fast 90 Prozent des Rentenanspruchs der Generation vor ihnen. Außerdem werden Menschen mit guter Ausbildung nur selten arbeitslos und wenn oft nur kurz, erklären die Experten vom DIW. Eine westdeutsche Frau mit guter Bildung wird vermutlich auch in Zukunft in ihrer Berufslaufbahn nicht mehr als ein Jahr lang arbeitslos sein (außer sie scheidet freiwillig aus dem Berufsleben aus, weil sie die Rolle der Hausfrau übernimmt), prognostiziert das DIW. Eine ostdeutsche Frau mit geringem Bildungsgrad muss dagegen mit 13,3 Jahren rechnen. Das schlägt bei der Rente voll durch.

Finanzexperten verstehen die Aufregung der Akademiker nicht

So mancher Finanzexperte versteht deshalb die Aufregung nicht ganz – zumindest, wenn sich gut Ausgebildete und Akademiker über ihre vermeintlich sinkenden Renten ereifern. Denn: „Die gesetzliche Rente war nie dazu gedacht, das gesamte Leben im Alter abzusichern. Sie war immer nur als Grundversorgung gedacht“, erklärt die Münchner Finanzexpertin Helma Sick. Als der damalige Reichskanzler Otto von Bismarck 1889 die Rentenversicherung

erfand und einführte, bekamen die Menschen ab 70 Jahren Rentenbezüge. Allerdings wurden nur 20 Prozent der Erwerbstätigen überhaupt so alt – und bei einem Jahresverdienst von durchschnittlich 520 Euro lag die Rente bei knapp 120 Euro – also etwas über 20 Prozent des letzten Einkommens. Es wurde davon ausgegangen, dass die Familie für den Großteil des Lebensunterhaltes sorgte.

Bei Weitem waren nicht alle mit dieser Innovation einverstanden: So mancher hätte

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

lieber seine Arbeitskraft weiter zu Geld gemacht, solange es die Gesundheit erlaubt. Und andere zweifel- ten am Sinn eines Rentensparschweins, in das man zwar ein Leben lang einzahlt, aber nur mit relativ geringer Wahrscheinlich- keit auch etwas ausbezahlt bekommt.

Erst 1957 wandelte die Rentenreform das Verständnis von der Rentenzeit zum „wohlverdienten“ Ruhestand. Die finanzielle Zuwendung im Alter richtete sich jetzt nach dem bisherigen Lebens- standard des Rentners. Die erwerbstätige Bevölkerung finanzierte diese Ausgaben gemeinsam mit den Bundeszuschüssen. Die weit verbreitete Altersarmut wurde aktiv abgeschafft. Die Rentner wur- den nach und nach zu eher gut situierten Ruheständlern – und dann zu den viel beschriebenen Freizeit- und Reise- Senioren, die ihre Zeit auf Kreuzfahrtschiffen und Golfplätzen genießen.

Jetzt, nach 50 Jahren, ist dieses Modell wieder veraltet. Die lan- ge Lebensdauer haben die Rentenkosten explodieren lassen. Die schrumpfende Erwerbsbevölkerung hat immer mehr Mühe, das Geld für die Renten der älteren Bevölkerung zusammenzubekom- men. Und die Krise gibt der Sache noch mehr Fahrt. Man kann es hin- und herrechnen, wie man will. Letztlich kann keine Bevölke- rung auf Dauer Millionen von Menschen, die 20 oder sogar 30 Jah- re lang als Rentner leben, voll mitfinanzieren.

Die gesetzliche Rente war nie als alleinige Vorsorge gedacht

Das Fazit? Natürlich ist es hart, wenn die 75-jährigen Eltern locker auf Kreuzfahrt fahren können und man selbst hält den Rentenbe- scheid mit 400 Euro in der Hand. Aber man muss auch sehen, dass es nur eine sehr kurze Zeit gab, in der die Renten zur dicken Altersversorgung wurden. Sozusagen ein Artefakt aus der Kombi- nation des Rentensystems mit der demografischen Entwicklung. Das Leben und vor allem die längere Lebensdauer haben den Rentenplan vom versorgten Ruhestand ab 65 schlicht überholt. Nor- mal war – und wird in Zukunft wieder sein –, dass die Rente im besten Falle eine gewisse finanzielle Basis bieten kann, aber um den Lebensstandard muss man sich letztlich selbst kümmern. Vor allem, wenn man es potenziell kann. Also unterm Strich alle, die einen höheren Bildungsgrad und eine gute Ausbildung haben und bereits den Einstieg ins Jobleben geschafft haben.

Immerhin haben wir drei Möglichkeiten zur Wahl: Wir sparen in unserem Jugend- und Berufsleben genug Geld und haben aus- reichend in die Betriebsrente und private Vorsorge investiert, sodass wir gemeinsam mit der staatlichen Rente im Ruhestand fast die gleichen Bezüge monatlich auf dem Konto vorfinden wie vorher als Arbeitnehmer. Möglichkeit zwei wäre, dass wir uns auf ein bescheideneres Leben einstellen und uns stattdessen Mög- lichkeiten suchen, wie wir Lebensqualität erreichen können, die nicht viel kostet. Die dritte Möglichkeit wäre, dass wir einfach beschließen: Mir ist das alles egal. Ich kann nicht so weit in die Zukunft planen und werde sowieso so lange weiterarbeiten und Geld verdienen, wie es irgend geht. Bestimmt länger als bis 67 und vermutlich sogar bis ich tot umfalle. Verschiedene Kombinationen aus allen drei Möglichkeiten sind natürlich auch denkbar. Der Fan- tasie sind da keine Grenzen gesetzt.

Die Zahl der Minijobs steigt

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Es ist Fakt, dass immer mehr Deutsche im Rentenalter weiterarbeiten. Bei den Selbstständigen ist es immerhin ein Viertel – und häufig ist es ein recht freiwilliger Entschluss. Wieso aufhören, wenn der Laden noch immer läuft und man sich bei Kräften fühlt? Ein Marketingfachmann, 70, erklärt es so: „Ich habe so viele gute Kontakte! Die nettesten Kunden berate ich weiter. Das hält das Hirn fit, macht mir Spaß und bringt auch noch Geld. Im Schnitt arbeite ich zwei Tage die Woche.“

Unter den Beschäftigten erfüllt der Rentnerjob derzeit wohl meist vor allem den Zweck, zusätzliches Geld zu verdienen. Zumindest sind unter den Rentnern, die weiter eine berufliche Tätigkeit ausüben, überproportional viele Menschen, die eine niedrige Rente und wenig berufliche Qualifikationen haben. Laut statistischem Bundesamt waren 2006 13,5 Prozent der 65- bis 74-Jäh-

rigen erwerbstätig. Fast die Hälfte übte einen 400-Euro-Job aus, also vermutlich einen Job, der vor allem Geld und nicht so sehr viel Freude bringt, weil er wenig anspruchsvoll ist. Gerade im Bereich der Hausmeister, Gaststätten, Supermärkte und anderen Branchen mit vielen Minijobs steigen die Zahlen der älteren Arbeitnehmer stetig, recherchiert der Journalist Matthias Lauerer in seinem Artikel „Malochen bis zum Tod“ und berichtet von Betroffenen: Da arbeitet ein Mann aus dem Baugewerbe mit über 70 als Minijobber-Hausmeister, weil 530 Euro Rente im Monat einfach zu wenig sind. Mit den 400 Euro aus dem Minijob kommen er und seine Frau über die Runden.

Arbeiten im Rentenalter? Finden viele eine gute Idee

Wenn man sich jedoch anschaut, dass jede nächste Renten-Generation tendenziell weniger Renteneinkünfte hat und ein Drittel der heutigen Generation 50plus, sogar große Lust hätten, auch nach der Berentung in ihrem Beruf weiterzuarbeiten, wird sich die Landschaft der erwerbstätigen Rentner vermutlich bald ändern. Vorausgesetzt, es gibt diese Arbeit und Strukturen, die den Weg ins Arbeitsleben für Rentner ebnen. Denn die meisten, die auch mit 65plus noch arbeiten möchten, hätten schon gerne ein etwas kleineres Pensum, mehr Spielraum bei der Arbeitszeit und weniger Zeitstress als vor der Rente. Also in gewisser Weise eine Arbeit light.

In Norwegen ist die Zukunft schon da. Der norwegische Staat wünscht und fördert die Berufstätigkeit der Altersgruppe 65plus ganz bewusst. Die meisten Norweger arbeiten bis zur Rentengrenze 65 – in Deutschland enden die Berufslaufbahnen im Schnitt mit 62 – und viele arbeiten weiter. Zum Teil bis ins siebte Lebensjahrzehnt hinein. Ein 73-jähriger Ingenieur, ein 70-jähriger Koch, eine Journalistin, die über 70 ist – alles keine Seltenheit in Norwegen. Attraktiv ist das lange Arbeiten vor allem, weil die Senioren-Arbeitnehmer ihre gesetzliche Rente mit ihrem Gehalt effektiv ergänzen können, ohne allzu große steuerliche Nachteile zu haben. Dazu kommt, dass sie gesellschaftlich angesehen sind und keiner mit schiefem Blick fragt: Musst du etwa noch?

Natürlich setzt so ein Arbeitsleben voraus, dass man sich im Berufsleben nicht völlig verausgabt hat und dass man seine Qualifikation so gepflegt und ausgebaut hat, dass sie auch noch gefragt sind. Aber natürlich muss es auch Arbeitgeber geben, die um das Potenzial der Älteren wissen und es schätzen. Alle drei Punkte sind in Deutschland noch

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

eine große Baustelle. Aber immer mehr Menschen gehen bereits den Weg des berufstätigen Rentners und schöpfen aus ihrer gut ausgewählten Arbeit Geld ebenso wie Kraft und Freude.

Lebensqualität ohne Geld? Auch möglich

Die zweite Möglichkeit wäre, sich angesichts einer kleinen Rente zu überlegen, wie man ohne viel Geld gut auskommt. Man kennt das vielleicht noch von der eigenen Oma. Auch damals hatten die Frauen nicht viel Geld und keine Möglichkeit, mehr zu bekommen. Also schraubten sie ihre Ansprüche herunter. Kauften sich kaum noch neue Kleidung, verzichteten auf Luxus aller Art und sparten sich die zehn Euro Weihnachtsgeld für die Enkel wortwörtlich vom Munde ab.

Zum Glück gibt es inzwischen ein paar charmantere Ideen zum Leben mit wenig Geld. Zum Beispiel alle Arten von Tauschhandel. Die Gerontologin Ingrid Zundel hat sich in ihrer Promotion einige Modelle der Tauschsysteme wie Tauschbörsen und Seniorengenossenschaften genauer angeschaut. Bei allen ist das Grundprinzip, das dabei hilft Geld zu sparen, ähnlich: Es ist eine Art Tauschhandel von Arbeitszeit. „Das bedeutet, dass Menschen nicht nur Gegenstände tauschen, sondern vor allem für sie unbezahlbare Dienstleistungen – der Fantasie sind da keine Grenzen gesetzt“, erklärt Zundel. In der Tauschbörse werden in aller Regel Dienstleistungen ausgetauscht. Der eine kann Haare schneiden und tut es gern. Der nächste ist handwerklich begabt und hilft bei der Renovierung. Es gibt Angebote für Babysitten und Englischunterricht, für Vorlesestunden und Kuchen backen. Das Besondere ist dabei, dass jede Dienstleistung gleichwertig ist. Die Stunde Haare schneiden ist nicht weniger Wert als die Stunde Finanzberatung oder Renovierungsarbeiten. „Es gibt keine höherwertigen Arbeiten. Jede Stunde wird mit Gutscheinen, die als Taler, Talente, Kreuzer bezeichnet werden, vergütet.“ Über dieses System können die Teilnehmer sogar eine Art zinslosen Kredit aufnehmen. Wer dringend eine Dienstleistung braucht, aber seinerseits noch nichts ins System eingebracht hat, kann die Dienstleistungen trotzdem in Anspruch nehmen – und sein Punkte-Kredit-Konto in einer vereinbarten Zeitspanne abarbeiten. Die meisten Tauschbörsen arbeiten mit einer Art Marktzeitung aus Papier oder in digitaler Form, in der die Angebote eingetragen und so innerhalb der Gemeinschaft angeboten werden. „Gewährleistung für gute Arbeit gibt es nicht“, erklärt Zundel. „Alles gründet auf Vertrauen. Aber wenn nicht gut gearbeitet wird, gibt es einfach keine Nachfrage mehr.“ Ein System, das nur davon lebt, dass alle mitmachen und ihr Bestes geben. Ein Jour fixe hält die Teilnehmer deshalb auch im realen Leben zusammen.

Inzwischen gibt es bereits 300 solcher Tauschbörsen, in fast jeder Stadt, jedem größeren Ort sind die Tauschprofis aktiv, die lieber Arbeitszeit als Euro investieren möchten. Im Moment nutzen vor allem Menschen ohne Arbeit oder solche, die sich aus Überzeugung nicht an der Konsumwelt beteiligen möchten, diese Möglichkeit zum bargeldlosen Leben. In vielen Großstädten gibt es inzwischen Projekte, die mit dem modernen Tauschhandel experimentieren und ihn weiter professionalisieren. Im Moment sind die Älteren in diesen Tausch-Gemeinden noch in der Minderheit. Aber Zundel sieht aufgrund ihrer Untersuchungen einen klaren Trend: „Tauschhandel wird mit Sicherheit zunehmen,

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

wenn das Geld knapper wird.“ Als Vorbild nennt Zundel gerne die argentinische Wirtschaft. Als das Land im Jahr 2001 seinen Bankrott erklärte, besannen sich viele Argentinier für die wichtigen Dinge des Alltags wieder auf den Tauschhandel. „Dieses System hat Argentiniens Bewohner gerettet“, sagt Zundel. Ihrer Ansicht nach könnte es gut sein, dass es in ein paar Jahren viele ältere Menschen vor der gefühlten Armut rettet, obwohl sie real vielleicht wirklich nur wenig Geld zur Verfügung haben. Zundel geht sogar noch weiter und entwickelt die These, dass gemeinsames Handeln in der Gemeinschaft auch eine (neue) Identität im Alter konstituieren kann.

Die Senioren-genossenschaft

Wenn man sich die Senioren-genossenschaft im Städtchen Riedlingen mit 10 300 Einwohnern anschaut, dann sieht man, dass diese These durchaus zutreffen kann. Die älteren Menschen in Riedlingen hatten Ende der 1980er-Jahre die gleichen Probleme wie viele Senioren im Land: Man wünschte sich ein bisschen mehr Hilfe und Unterstützung im Leben, beim Einkaufen, im Garten, wenn man sich krank fühlte. Dann käme man eigentlich noch gut im Alltag zurecht.

Aber genau diese Hilfe gibt es nicht oder sie ist zu teuer. Oder doch? Vielleicht wenn man sie gemeinschaftlich organisieren würde. 1991 brachte Josef Martin, damals 54 Jahre alt, diese Tauschidee mit der Unterstützung des Landes Baden-Württemberg in eine Form: In Riedlingen entstand die heute bekannteste Senioren-genossenschaft in Deutschland mit 654 Mitgliedern. 50 solcher Senioren-genossenschaften gibt es inzwischen in Deutschland. Das Prinzip ist schlicht und löst dabei das komplexe Problem der Versorgung im Alter.

In Riedlingen kümmern sich engagierte Bürger und vitale Senioren um die Älteren, die Hilfe und Unterstützung brauchen, damit sie ihren Alltag in der eigenen Wohnung gut bewältigen können. Die derzeit 113 Helfer aus Riedlingen übernehmen vor allem umsorgende und unterstützende Tätigkeiten, wie Hilfe beim Einkaufen, beim Anziehen, im Garten und Haus, den Fahrservice oder auch Besuchsdienste.

Nach 20 Jahren kann man sagen, dass das Ziel erreicht ist: Die meisten Riedlinger leben bis zuletzt zu Hause. Nur sehr wenige mussten doch noch in ein Pflegeheim umziehen, beispielsweise wegen einer fortschreitenden Demenz.

Dabei funktioniert das Modell nicht nur günstig, sondern auch nachhaltig. Denn jeder Helfer kann sich für sein Engagement 6,15 pro Stunde auszahlen lassen oder die Stunden als Rentenvorsorge ansparen: Für jede Stunde steht ihm eine Stunde Hilfe durch die Genossenschaft zu, wenn es nötig werden sollte. Ohne Stundenkonto kostet die Hilfe 8,20 Euro pro Stunde.

Die Menschen lieben ihre Genossenschaft. Lotte Birkhofer, die Fahrdienste übernommen hat, sagt: „So verdiene ich ein wenig zur Rente dazu und mache etwas Sinnvolles.“ Die ältere Dame im Rollstuhl, der sie ins Auto hilft, sagt: „Ohne das Angebot der Senioren-genossenschaft wäre ich aufgeschmissen.“ Ihre Rente und Pflegepauschale würde ohne die Genossenschaft niemals für eine ambulante Rundumbetreuung reichen.

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Das Angebot ist umfassend, inklusive professionelle Pfleger und barrierefreie Wohnungen zu ortsüblichen Mieten. Dabei trägt sich die Genossenschaft selbst und hat mit Einnahmen von 570 000 Euro pro Jahr die Größe eines mittelständischen Betriebes erreicht. Das Modell ist auch aus wirtschaftlicher Sicht so interessant, dass sogar das Wirtschaftsmagazin Brand eins der Seniorengenossenschaft Riedlingen in ihrer Ausgabe im April 2010 einen Artikel widmete: „Geben und Nehmen“.

Es ist also ziemlich viel möglich, wenn innovative Konzepte umgesetzt werden – und immer steht hinter so einem Konzept ein Mensch mit Tatkraft, der nicht akzeptieren will, dass alles so übel bleiben muss, wie es gerade scheint. Josef Martin, inzwischen selbst 74 Jahre alt, arbeitet immer noch etwa 1000 Stunden pro Jahr für die Seniorengenossenschaft. Seit Kurzem hilft ihm und seiner Frau eine Freiwillige im Haushalt.

Rente haben

Die dritte Möglichkeit, um auch im Alter gut klarzukommen, ist natürlich, selbst ausreichend Vermögen zu besitzen, um sich leisten zu können, was man sich wünscht. Dabei geht es ja in der ersten Zeit nach der Rente für viele erst einmal um Träume, die im Arbeitsleben ein Schattendasein führen mussten: Reisen, Hobbys.

„Wenn Ältere fit und aktiv sind, möchten sie auch etwas vom Leben haben“, weiß die Finanzexpertin Helma Sick aus ihrer Beratungserfahrung. „Das heißt, reisen, gut essen, sich pflegen, Wellness-Urlaube buchen und so weiter. Die Kreuzfahrtschiffe sind voll mit Senioren!“ Ihrer Erfahrung nach ist die Idee, dass man im Alter plötzlich wieder Werten wie Klugheit und Bescheidenheit mehr Gewicht beimisst, wenn man vorher einen gewissen Luxus liebte, eher unrealistisch. Sick: „Ich finde, ein Mensch hat es nach langem Arbeitsleben verdient, sich das Leben schön zu machen.“ Und die meisten Menschen sehen das auch so: Fast niemand möchte im Rentenalter auf seinen Lebensstandard verzichten.

Sick sieht den Tauschhandel eher skeptisch – was natürlich auch an ihrer Profession als Finanzexpertin liegt. Aber sie sieht eben auch, dass viele Ansprüche viel individueller sind als die Angebote, die in einer Tauschbörse gehandelt werden. Geld macht ihrer Ansicht nach einfach freier in der Wahl der Dinge, die man gerne tun oder kaufen möchte.

Woher soll das Geld kommen?

Aber wie schafft man es, sich eine ausreichende Altersvorsorge aufzubauen? Was soll man genau tun? Riester-Rente? Betriebsrente? Ein Haus? Und wie viel Rente braucht man denn eigentlich, um an seinen Lebensstandard anzuknüpfen?

Es war zwar bereits im Jahr 2000/2001, dass die Rentenreform die Förderung der privaten Altersvorsorge aufgestockt und alle Bundesbürger aufgefordert hat, sich ab nun bitte selbst um ihre Versorgungslücke zu kümmern. Aber den meisten ist immer noch nicht klar, was man da eigentlich tun müsste – und viele tun dementsprechend gar nichts.

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Nur etwa ein Viertel der Deutschen hat eine Riester-Rente, also eine staatlich geförderte Ergänzung der gesetzlichen Rente, in die man vier Prozent des Nettoeinkommens einzahlt und relativ viel vom Staat dazubekommt.

Auch Betriebsrenten, die neben der gesetzlichen Rente als zweite Säule der modernen Altersvorsorge gelten, nimmt längst nicht jeder in Anspruch, der könnte. Und gerade in kleinen Unternehmen sind sie auch gar nicht üblich.

In eine private Altersvorsorge, die dritte Säule der Altersvorsorge, investieren vor allem Menschen, die sich sowieso mit Geld beschäftigen, also eher der kleinere Teil der Durchschnittsbürger. Geld in Fonds anzulegen, in Aktien, ökologische Geldanlagen, in einer Immobilie oder Rentenversicherung – das alles gilt als private Altersvorsorge.

Eine Studie des Forschungszentrums für Generationenverträge der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gemeinsam mit der Union Investment hat im Jahr 2009 ergeben, dass 40 Prozent der erwerbstätigen 20- bis 65-Jährigen im Rentenalter nicht auf 60 Prozent des letzten verdienten Bruttoeinkommens kommen werden. Da muss man sich schon einschränken – es sei denn, man tut jetzt etwas. Derzeit wird vor allem „geriestert“, aber nur wenige rechnen wirklich nach, welche Geldsumme sie im Alter wünschen und wie viel sie dafür jetzt zurücklegen müssten.

Die Deutschen sollten sich wirklich auf den Hosenboden setzen und rechnen, findet deshalb Monika Queisser, OECD-Rentenexpertin. Auf die Frage eines Journalisten, was denn in Deutschland schiefliefe, wenn so viele Menschen auf eine Rente zugehen, die nicht ihrem Lebensstandard entspricht, sagt Queisser schlicht: „Die Menschen sparen einfach nicht genug.“ Die vier Prozent des Einkommens, die inzwischen viele in eine zusätzliche Riester-Rente investieren, sind ihrer Meinung nach einfach zu wenig. Im Vergleich zu anderen OECD-Ländern findet sie es nämlich völlig normal, dass sich die Verantwortung für die Rente auf die Schultern von Staat, Beitragszahlern (also den Erwerbstätigen) und den Rentnern selbst verteilt. Und das bedeutet, dass die private Altersvorsorge schlicht dazugehört, wenn man sich ein finanzielles Polster nach der Berufsphase vorstellt.

Mit 80 Prozent gut dabei

Experten sind der Ansicht, dass man in der Rente mindestens 80 Prozent des letzten Einkommens braucht, um seinen Lebensstandard zu halten. Das Leben ist vermutlich im Alter etwas günstiger, weil manche Versicherungen und Verpflichtungen mit dem Berufsende und dem Erwachsenwerden der Kinder wegfallen. Auch Immobilien sind dann in der Regel abbezahlt. Wer diese 80 Prozent erreichen möchte, sollte zumindest zehn Prozent seines Nettoeinkommens in die Vorsorge investieren, empfehlen Experten. Umso früher man damit anfängt, umso höher ist natürlich am Ende der Profit, weil dann Zins- und Zinseszins das Geld zusätzlich vermehren.

Also gut. Aber es ist ja nun einmal so, dass Sparen nicht viel Spaß macht. Und besonders, wenn es um so lange Zeiträume geht. Und dann all diese Unsicherheiten: Wer weiß schon genau, wie er später leben wird? Könnte doch auch sein, dass da noch ein Erbe kommt.

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Und vielleicht ist das Gesparte in 30 Jahren sowieso nichts mehr wert. Alles Ausflüchte, meint Sick. Denn schließlich ist es mit der Rentenvorsorge so wie mit fast allem in der indivi- dualisierten Welt. Es gibt kein absolutes richtig oder falsch und auch keine Garantie. Aber man kann sich auch nicht davor drü- cken, sich um sein Leben zu kümmern und die Lösungen zu fin- den, die zu einem passen.

Heike M., 44, Angestellte in Archiv, hat ihren Weg so gefunden: „Es fing als Aktienclub an. Wir wollten uns mit Fragen von ‚Was bedeutet Geld für uns?‘ über ‚Geld und Ökologie‘ bis zu Fragen der Altersvorsorge beschäftigen. Alle paar Wochen treffen wir uns. Für jedes Treffen haben ein oder zwei Frauen ein Thema vor- bereitet. Zum Beispiel ‚Haftpflchtversicherung‘ oder ‚Riester-Rente‘. Dann arbeiten wir gemeinsam an den Fragen dazu.

Ich denke: Wenn du im Alter nicht arm sein willst, dann tu was dafür. Ich investiere relativ viel in meine Altersvorsorge, etwa 18 Prozent meines Nettoeinkommens. Dabei bin ich eher der Versicherungstyp. Also ohne Risiko. Ich bin der Rundumtyp und habe eine Etagenwohnung gekauft, einen Riester-Vertrag abgeschlos- sen, eine Lebensversicherung, eine Betriebsrente und private Altersvorsorge in Form von Renten- und Aktionfonds. Allerdings ist alles variabel, sodass ich jeden Posten reduzieren könnte, wenn ich weniger Geld zur Verfügung habe.

Eigentlich kann man sich vieles einfach ausrechnen, das haben wir in unserer Runde gelernt. Ich hatte meine Wohnung beispielsweise gemietet, weil ich gar kein Eigentum wollte. Aber es war eine Staffelmiete und ich rechnete mir aus, dass ich mir die Miete schon bald nicht mehr leisten kann. Kaufen war definitiv günsti- ger. Dabei überlasse ich das Rechnen meiner Finanzberaterin.

Ich glaube nicht, dass im Alter alles planbar ist. Aber das Geld ist eine Möglichkeit, die Pläne umzusetzen, die man schon hat. Ich reise zum Beispiel gerne.

Ich habe ein Kind und arbeite im Moment weniger. Deshalb habe ich die private Altersvorsorge aufgestockt – das zahlt mein Mann. Nach so manchem Abend in unserer Finanz-Frauenrunde gab es zu Hause heiße Diskussionen mit den Männern ... “

Heike M. ist bestimmt ein Vorzeigebispiel. Sie hat sich mit ihrer Altersvorsorge so intensiv und mit Spaß beschäftigt, wie andere ihren Traumurlaub planen. Vermutlich wird sie auch im Alter so viel Geld zur Verfügung haben, wie sie sich das jetzt vorstellt.

Es lohnt sich, das Rechnen zu lernen

Vielen anderen Frauen geht es nicht so. Sie wollen sich lieber gar nicht mit dem Thema beschäftigen, denken, es sei zu kompliziert oder sie hätten kein Geld zum Sparen über. Helma Sick zitiert eine Studie des Hamburger Welt-Wirtschaftsinstituts (HWWI), wenn sie anmerkt: „Vier von fünf Frauen gehen davon aus, dass die gesetzliche Rente für ihren gewünschten Lebensstandard nicht ausreichen wird.“ 80 Prozent möchten im Alter nicht auf ihren Lebensstandard verzichten. Aber fast 40 Prozent dieser Frauen legen gar nichts oder nur 50 Euro monatlich für ihre private Alter- vorsorge zurück. Eine schockierende

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Diskrepanz zwischen Wünschen und Taten.

Auch viele Männer machen sich wenig Gedanken über ihre Altersvorsorge, aber sie haben häufig das bessere Einkommen und die Betriebsrente fast automatisch – und damit eine ganz gute Grundlage. Bei den Frauen sieht es anders aus. Sie sind immer noch die Armen im Alter, weil sie oft ihre Berufstätigkeit für die Kinder unterbrechen, häufig in Teilzeitjobs arbeiten, weniger als der Mann verdienen und dementsprechend auch weniger in die Rente einbezahlen. Was die Finanzexperten allerdings vor diesem Hintergrund überhaupt nicht verstehen, ist, dass so viele Frauen noch nicht einmal diese Rentenlücke schließen, indem sie mehr in die private Altersvorsorge investieren – und diese Investition vom Gehalt des Mannes bezahlt wird. Altersarmut ist immer noch weiblich. In gewisser Weise sorgen Frauen allerdings häufig selbst dafür, dass sie im Alter nur eine mickrige Rente auf dem Konto haben – und entweder von der dicken Rente des Partners profitieren oder sich ärgern über ihre Ignoranz von gestern.

Dabei geht es gar nicht unbedingt um große Summen. Helma Sick rechnet vor: Wenn man mit 30 anfängt, jeden Monat 200 Euro in eine private Vorsorge, zum Beispiel eine Rentenversicherung einzubezahlen, so bekommt man mit 67 monatlich mit relativer Sicherheit 1100 Euro raus oder zirka 230 000 Euro einmalige Auszahlung. Das könnte zusammen mit der gesetzlichen Rente schon eine ganz gute Basis sein.

Allerdings muss man wirklich sagen, dass es zum Teil sehr kompliziert ist, herauszufinden, was am besten zu einem passt und wie viele Euros man im Monat vorsorglich zurücklegen könnte. Um die richtige Mischung hinzukriegen, kommt man um eine fachliche Beratung meist nicht herum. Dabei lohnt es sich, nach unabhängigen Beratern Ausschau zu halten, denn Bankangestellte wählen in der Regel nur aus einer sehr begrenzten Auswahl (Adressen für Finanzberatung werden im Anhang genannt).

Hier seien nur ein paar Eckpunkte erwähnt: Die Faustregel ist: Zehn Prozent des Nettoeinkommens sollten in die Altersvorsorge fließen, wenn das Ziel ist, am Ende eine Rente in der Höhe von etwa 80 Prozent des letzten Einkommens zu haben. Dabei weisen Experten darauf hin, dass eine Mischung von Anlagen aus Betriebsrente und verschiedenen Bausteinen einer privaten Altersvorsorge sinnvoll ist, weil dies krisenfester ist, als alles auf eine Karte zu setzen.

Früh anzufangen ist natürlich gut. Aber auch mit 50 oder 60 Jahren lohnt es sich, seine Finanzen auf ihr Potenzial für eine langfristige Altersvorsorge abzuklopfen. Wer zum Beispiel mit 50 Jahren 50 000 Euro erbt und sie nicht sofort ausgibt, sondern beispielsweise in einem Rentenfond anlegt, hat bei einer Rendite von vier Prozent bei Rentenbeginn immerhin 90 000 Euro zur Verfügung.

Wenn die Inflation etwa zwei Prozent beträgt, vermehrt sich Gespartes natürlich nur, wenn die durchschnittliche Rendite der Anlage über diesen zwei Prozent liegt. Allerdings sollte man auch wissen, dass man realistisch auch nicht mit mehr als drei oder vier Prozent durchschnittlicher Rendite rechnen sollte. Denn alles, was viel Rendite verspricht, ist mit größerem Risiko behaftet.

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Die Riester-Rente ist eigentlich keine zusätzliche Altersvorsorge, obwohl das viele glauben. Sie soll lediglich die Lücke schließen, die entsteht, weil die gesetzliche Rente nicht mehr so regelmäßig ansteigt, um an den allgemeinen Lebensstandard anzuschließen. Sie wurde 2002 eingeführt und wird vom Staat mit Zulagen besonders gefördert.

Man kann nicht alles absichern

Was bei all den Zahlen leicht untergeht, ist allerdings ein Aspekt der Vorsorge, der nur selten beleuchtet wird: Man kann nicht in die Zukunft sehen. Ob die Investition von Heike M. richtig war, also zu genau dem Reichtum führt, den sie sich für das Alter vorgestellt hat, wird sie erst wissen, wenn es so weit ist. Vielleicht braucht sie ihre großzügige Vorsorge auch gar nicht, weil sie es sich anders überlegt und doch lieber weiterarbeiten möchte. Es könnte aber auch sein, dass sich die Immobilie von einer guten Investition zum Klotz am Bein verwandelt, weil der Stadtteil, in dem man gekauft hat, plötzlich unattraktiv für Käufer geworden ist. Oder die Wohnung nicht mehr den Anforderungen der Käufer entspricht.

Der Psychologe und Psychiater Bernd Sprenger, der ein Buch über den Perfektionismuswahn der Deutschen geschrieben hat, meint, dass man sich über diesen psychologischen Aspekt der Altersvorsorge durchaus im Klaren sein sollte. „Egal welche Entscheidung ich fälle, es gibt keinerlei Sicherheit dafür, dass diese Entscheidung mir eines Tages zu einer vernünftigen Rente verhelfen wird. Weil bei jeder Entscheidung, die ich treffe, etwas erfolgen kann, was den Erfolg der Entscheidung zunichte macht.“ Wenn man das Geld einfach nur spart und eine Hyperinflation kommt, ist es weg. Wenn man ein Haus baut, kann eine Naturkatastrophe, ein Krieg oder auch eine Veränderung im Stadtteil dazu führen, dass das Haus fast nichts mehr wert ist.

Es gibt keine Garantie für die perfekte Altersvorsorge, ist sich Sprenger sicher, so wie es keine Garantie für das perfekte Leben gibt. „Doch wenn man anfängt, damit Frieden zu schließen, dass das Leben nach vorne offen ist, kann es wieder interessant werden – und man kann trotzdem vorsorgen. Aber eben am besten in einer Form, die sich heute schon gut und passend anfühlt.“ Für den einen ist das dann die Immobilie, in der er jetzt schon wohnt. Für den anderen ist es die Zusatzversicherung, weil er auf das Geld im Alltag verzichten kann und lieber etwas für später zurücklegt. Für den nächsten ist es eine Kombination aus verschiedenen Spar-Elementen, weil es ihm Sicherheit gibt. Und ein anderer fühlt sich mit dem Gedanken am besten, dass er lange arbeiten möchte und deshalb schon jetzt für seine Gesundheit und eine gute Balance im Leben sorgt und sich beruflich immer weiterentwickelt. Manche finden auch die Orientierung hin zu einer Lebensform, die nicht so viel Geld verschlingt und dafür mehr Gemeinschaft bietet, sehr attraktiv, zum Beispiel ein genossenschaftliches Wohnprojekt oder Tauschhandel aller Art.

Schon heute sind die Antworten auf die Frage, wie ein gutes Leben im Alter aussehen kann, sehr viel vielfältiger und individueller als in den Generationen vorher. Und vor allem gibt es schon viel mehr interessante Ideen und Ansätze, als es uns die Panikmeldungen der Rentenversicherer einreden möchten, die ausschließlich über den

S. 83-98 aus dem Buch "Jung Alt Werden – warum es mit 40 schon lohnt an 80 zu denken." © Carola Kleinschmidt (Autorin), Verlag Ellert & Richter

Mangel an Geld berichten. Dabei ist Wohlgefühl natürlich mehr als die richtige Summe auf dem Bankauszug.

Und vermutlich werden in den nächsten Jahren in ziemlich rascher Folge noch viele neue kreative Ideen entstehen, wie wir unser Leben nach dem 67. Lebensjahr gestalten, weil die Frage, wie wir unter den neuen Bedingungen im Alter leben wollen und können, immer mehr an Bedeutung gewinnen wird. Und vielleicht kommt sogar schon bald die Generation, die mit Freude statt mit Unbehagen ihre finanzielle Versorgung und mögliche Lebensformen für das gesamte Leben plant. Einfach weil sie den späteren Lebensabschnitt ebenso spannend finden wie die Jugend und auch dieses Leben aktiv gestalten möchten – genauso wie ihr Leben als jüngerer Mensch. Es ist an der jetzigen Generation der 40plus Vorbilder zu schaffen, die zeigen, was möglich ist.